

BCG

## SHINE BRIGHT IN THE GROUP.

Katherine Johnson, Lise Meitner, Edith Wilson – wenn dir diese Namen nichts sagen, liegt das daran, dass diese brillanten Frauen zwar Geschichte geschrieben haben, dabei aber immer im Schatten irgendwelcher Männer standen. Die gute Nachricht: Wir schreiben das Jahr 2020. Heute nimmt dir keiner deine Credits weg – erst recht nicht bei BCG. In der Group kann jede und jeder Einzelne viel bewegen. Egal ob mitten im Studium, als Berufseinsteigerin oder mit Berufserfahrung – mit deinem Wissen und deinen Ideen kannst du dir einen Namen machen und etwas aufbauen, das vielleicht einmal die Welt verändern wird. **Welcome to the Group.**  
Mehr unter: [women.bcg.de](http://women.bcg.de)



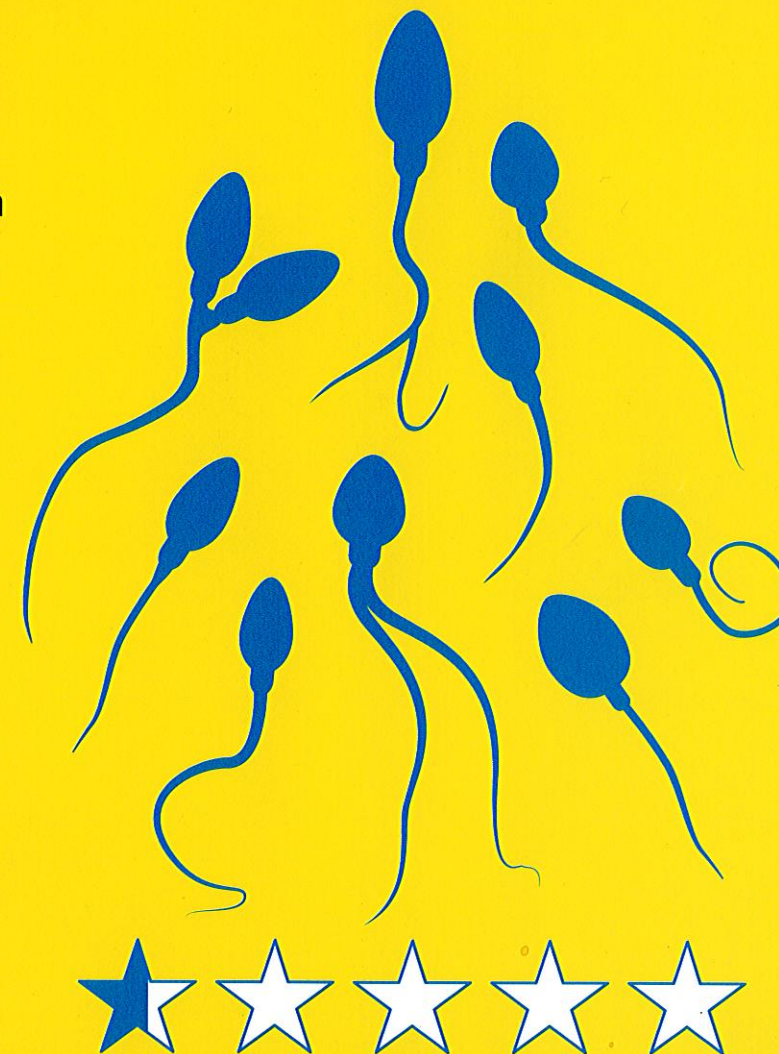
# DER SPIEGEL

Nr. 38 / 12.9.2020  
Deutschland € 5,50



**TRUMPS WATERGATE**  
Kostet ihn die Corona-  
Lüge den Job?

**NAOMI SEIBT**  
Die Greta der  
neuen Rechten



## Der unfruchtbare Mann

Vom Kampf gegen eine unterschätzte Volkskrankheit

### Was jetzt?

Moria und die Scheinheiligkeit der  
europäischen Flüchtlingspolitik



Belgien € 6,60 Finnland € 8,50 Griechenland € 7,30 Norwegen NOK 89,- Polen (ISSN00387452) ZL 34,- Schweiz sfr 8,10 Slowakei € 7,- Tschechien Kč 200,-  
Dänemark dkr 59,95 Frankreich € 7,- Italien € 7,50 Österreich € 6,20 Portugal (cont) € 6,90 Slowenien € 6,70 Spanien/Kanaren € 7,20 Ungarn Ft 2750,- Printed in Germany



# Männlich. Stark. Unfruchtbar

**Fortpflanzung** Die Spermaqualität der Männer nimmt rapide ab. Das hat Auswirkungen aufs Kinderkriegen und auf die Psyche der Betroffenen. Woran liegt es –

Von Maik Großekathöfer und  
Barbara Hardinghaus

**D**er Protagonist dieser Geschichte ist mit bloßem Auge nicht zu erkennen, er misst nur 60 Mikrometer, das sind 0,006 Zentimeter, der Punkt am Ende dieses Satzes ist zehnmal so groß. Die Rede ist von der männlichen Keimzelle des Menschen, dem Spermium. Es besteht aus einem Kopf mit Zellkern, einem Mittelteil und einem Schwanz, es ähnelt, in extremer Vergrößerung, einer Kaulquappe.

Auf dem Weg zur Eizelle schwimmt ein Spermium im Gebärmutterhals mit und im Eileiter gegen die Strömung, in einer Minute kommt es drei bis vier Millimeter voran. Anfangs sind Millionen Samenzellen unterwegs, kurz vor dem Ziel sind vielleicht noch 200 übrig. Wenn alles gelingt, dringt das schnellste Spermium in die Eizelle ein und verschmilzt mit ihr. Das ist der Moment der Befruchtung.

Das Problem ist: Dem Spermium geht es nicht gut. Es steckt in einer Krise.

Fast jedes zehnte Paar in Deutschland zwischen 25 und 59 Jahren, das sich ein Kind wünscht, kann auf natürlichem Weg keins zeugen. Die Ursachen liegen bei beiden Geschlechtern, aber die Wissenschaft hat den Beitrag des Mannes an dieser Enttäuschung lange unterschätzt.

Inzwischen weiß man: Die Spermienkonzentration des Mannes in Europa, Nordamerika, Australien und Neuseeland ist niedriger geworden. 1973 befanden sich in einem Milliliter Ejakulat 99 Millionen Spermien, 2011 waren es nurmehr 47 Millionen.

Für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind 15 Millionen Spermien je Milliliter noch in Ordnung. Theoretisch kann

eine Schwangerschaft sogar gelingen, wenn lediglich zwei Millionen Spermien in einem Milliliter Ejakulat vorhanden sind; dieser kritische Wert könnte 2034 erreicht werden, wenn die Entwicklung so weitergeht.

14 Jahre, das ist nicht lange.

Hieß es nicht stets, Männer könnten immer und bis in alle Ewigkeit? Die Frau hat irgendwann keine Eizellen mehr, der Mann produziert sein Leben lang Sperma? Mick Jagger wurde mit 73 zum achten Mal Vater. Er hatte wohl Glück.

Ob ein Mann fruchtbar ist oder nicht, hängt nicht allein von der Anzahl der Spermien ab, sondern auch von ihrer Qualität. Nur Spermien, die vorwärtsschwimmen können, erreichen die Eizelle. Und sie müssen wohlgeformt sein. Auch da gibt die

WHO Normwerte vor. In der Lage, sich nach vorn zu bewegen, müssen 32 Prozent sein, gut aussehen 4 Prozent. Beide Werte hat die WHO bereits nach unten korrigiert. 96 Prozent entstellte Spermien darf ein Mann offiziell inzwischen haben – einen Zuchtbullen mit so einem Wert kann kein Bauer gebrauchen.

In der Schweiz zum Beispiel erfüllt das Sperma bei sechs von zehn Männern zwischen 18 und 22 Jahre einen der WHO-Standards nicht.

Das Phänomen wirft Fragen auf, die weiterreichen als die Entscheidung: Kind ja oder nein. Was macht es mit Männern, wenn sie erfahren, unfruchtbar zu sein? Was bedeutet es für die Gesellschaft? Und warum ist die Unfruchtbarkeit des Mannes ein Tabu, bis heute?

## I.

**Die Ärztin. »Auf der Suche nach den verlorenen Spermien.«**

Andrea Salzbrunn sagt, früher hätten sich die Männer mit Pudelmütze zu ihr ins Wartezimmer gesetzt, damit sie keiner erkennt. Inzwischen bildeten sie Fahrgemeinschaften. Doch noch immer sind es nur sechs Prozent der Männer, die von einem Arzt abklären lassen, ob es bei ihnen organische Ursachen für die Kinderlosigkeit gibt. Das geht aus einer Studie des Familienministeriums hervor, die am Mittwoch erschienen ist. Vor diesen Männern liegt oft eine lange, kraftzehrende Reise. Für manche endet sie glücklich, für andere im Elend.

Salzbrunn leitet die Andrologie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

(UKE), Haus W 38, erster Stock. Sie ist groß, spricht mit klarer Stimme, ist Mutter von vier Kindern. Zu ihr kommen Männer, deren Fruchtbarkeit gestört ist. Salzbrunn und ihre Kolleginnen sehen die Spermien im Labor unter dem Mikroskop, darunter viele verformte.

An diesem Tag, in diesem Moment, liegt da zufällig das Ejakulat eines Mannes des Jahrgangs 1990. Sein Sperma soll eingefroren werden, ihm steht eine Chemotherapie bevor. Salzbrunns Kollegin betrachtet es durch das Okular.

Ein schönes Spermium, wie sieht das aus? Mittelgroßer Kopf, langer gerader oder kurvirger Schwanz. Sie sucht.

Findet aber nichts. »Kopf zu ballonartig«, sagt sie. »Schwanz nicht mittig. Der Hals zu dick.« Oder: »Schwanz kringelig.«

Der Schwanz darf nicht kringelig sein, weil der Bewegungsapparat im Schwanz sitzt. Das Spermium bewegt sich sonst nur um seine eigene Achse ohne Vorwärtsbewegung.

Salzbrunns Kollegin sucht weiter, sie sagt: »Der Schwanz sitzt schief, der Kopf hat eine Delle, Kopfkappe zu spitz, hier zu klein, hat Unebenheiten.«

»Es gibt zu wenig Schönes«, so fasst die Chefin die Untersuchung zusammen.

Aber dieser Mann ist schwer krank.

»Trotzdem. Es ist traurig«, sagt sie. Bei Leukämie manifestiert sich die Krankheit gelegentlich auch im Genitalbereich, bei anderen Krebsarten, wie bei der dieses Mannes, ist das nicht so. Seine Spermien würden auch ohne die Krankheit so aussehen.

Das Ergebnis für dieses Ejakulat: Etwa ein Prozent der Spermien sind in Ordnung. Der Mann wird wohl Kinder haben können, mithilfe künstlicher Befruchtung. Das Ejakulat wird in Röhrchen gefüllt, in flüssigem Stickstoff bei minus 196 Grad eingefroren. Bei Bedarf werden die guten Spermien herausgenommen und beispielsweise im Reagenzglas zur Eizelle der Frau gesetzt.

Menge, Beweglichkeit, Aussehen, darauf achte sie zuerst. Wichtig ist aber auch das Erbgut. Das ließ sich lange nicht vorab untersuchen, mittlerweile schon. Salzbrunns neues Gerät arbeitet mit künstlicher Intelligenz und kostet 150 000 Euro. Es ist in der Lage, die Beschaffenheit der DNA-Stränge zu erkennen. Sind sie vollständig? Ist die Hülle unversehrt?

Salzbrunn zeigt ein Beispiel, auf dem Monitor sind viele kleine Punkte zu sehen,

Spermaköpfe. Die blaugrünen haben eine intakte Verpackung der DNA, die hellorange-farbenen nicht. Außerdem wird der DNA-Strang selbst auf seine Integrität hin untersucht, bei zerbrochener DNA leuchten die Spermien.

Auffällig bei diesem Ejakulat: Es gibt viele blaugüne Köpfe, intakt verpackte. Das Sperma stammt von einem Mann, der regelmäßig an das Labor liefert, er hat schon Kinder – seine Probe dient als Arbeitskontrolle, wenn Salzbrunns Mitarbeiterinnen mal wieder das Gefühl haben, das Gerät sei kaputt vor lauter Orange oder Leuchten.

Im Schnitt, so lauten Salzbrunns erste Erkenntnisse, sind beim Mann von heute rund 10 bis 20 Prozent der Spermien genetisch fehlerhaft. Die Diagnosen, die



Samenbank im dänischen Aarhus: Zu enge Jeans und Hoden gequetscht? Zu heiß gebadet?

sie stellt, heißen: »Nekrozoospermie« – im Ejakulat befinden sich zu viele unbewegliche Spermien; »Teratozoospermie« – zu viele Spermien sind deformiert; »Oligozoospermie« – es sind zu wenige Spermien.

Was also ist heute anders als früher? Woran liegt es, dass Form, Anzahl und Beweglichkeit der Spermien Anlass zu Sorge geben? Zu enge Jeans und Hoden gequetscht? Zu heiß gebadet? Handy in der Hosentasche? Laptop auf dem Schoß?

Es gibt jede Menge Vermutungen, Theorien und erste Erfahrungen. Andrea Salzbrunn sagt: »Eine gängige Hypothese ist, dass es an Weichmachern liegt, die sich in Plastikflaschen, Klebstoff und Deos befinden. Die Weichmacher wirken auf das Hormonsystem und imitieren fast alle das weibliche Geschlechtshormon, indem sie dessen Rezeptoren besetzen. Die sensible Phase für die Entwicklung des Hodens bei einem Embryo ist in der sechsten, siebten Schwangerschaftswoche. Da weiß die Frau meistens noch gar nicht, dass sie ein Baby erwartet. Und wenn sie es weiß, wird das Kinderzimmer gestrichen und eine neue Hautcreme gekauft. Sie denkt sich nichts dabei, sie meint: Mein Kind ist ja noch ganz winzig. Aber genau dann kommen die Fehler rein.«

Andrea Salzbrunn hat Männer erlebt, die nach der Diagnose weinend zusammengebrochen sind. Andere sind wutentbrannt rausgerannt, haben die Tür geknallt. Es ist vorgekommen, dass sich die Partnerin noch in der Klinik vom Mann getrennt hat.

Im Haus gegenüber liegt die Suizidambulanz, da hat sie schon Patienten hingeschickt.

## II.

**Patient eins. »Es kommt was raus, aber da ist nichts drin.«**

Es ist schwer, Männer zu finden, die über ihre Unfruchtbarkeit reden wollen. Salzbrunn hat ihre Patienten gefragt, erst will niemand, dann meldet sich ein Journalist aus Norderstedt.

Er ist gut gelaunt, er steht noch am Anfang der Behandlung. Er sitzt in einem Büro, rundes Gesicht, volles Haar, trinkt Minztee. Seit elf Jahren ist er mit seiner Freundin zusammen, die beiden wollen bald heiraten. Er ist 34 und sagt, das Sexleben sei immer gut gewesen. »Wenn überhaupt, habe ich mir mal Gedanken um mein Stehvermögen gemacht.«

Ein befreundetes Paar hatte eine Fehlgeburt zu verkraften, ausgelöst durch eine Hormonstörung, deshalb sind er und seine Freundin zum Arzt: Eigentlich haben sie noch gar nicht ans Kinderkriegen gedacht, aber sie wollten sich lieber mal durchchecken lassen.

Bei seiner Freundin war alles in Ordnung.

Er gab beim Urologen eine Samenprobe ab, »schnell zu Hause produziert und dann mit dem Auto hingebacht«. Zwei Wochen später rief der Arzt an: Wir haben nichts gefunden.

Er fragte: Was soll das heißen – nichts? Der Arzt sagte: Im Ejakulat ist kein einziges Spermium. Er solle in die Andrologie des UKE gehen, für weitere Tests.

»Mir war nicht klar, dass es das gibt: Es kommt was raus, aber da ist nichts drin.«

Bei einem Spaziergang vertraute er sich seiner Mutter an. Der Freundin erzählte er erst mal nichts.

Wenn sie zwischendurch fragte, ob es Neuigkeiten vom Urologen gebe, antwortete er: Nö. Nachts lag er schlaflos neben ihr. »Natürlich war das ein Verrat. Sie wünscht sich, dass ich der Vater ihrer Kinder bin, und ich überlegte: Wie reagiert sie, wenn sie erfährt, was los ist?«

Einen Tag vor dem Termin bei Andrea Salzbrunn gestand er alles. Seine Freundin sagte: Jetzt warten wir mal ab.

Das Ergebnis der zweiten Samenprobe kam per Post. Wieder nichts, gar nichts.

»Da war ich aufgeschmissen«, sagt er. Als die beiden sich nachmittags Blumen für die Hochzeit anguckten, fing die Freundin an zu weinen.

Er sagte: Ich würde es verstehen, wenn du mich nicht mehr heiraten willst.

Nach der Hochzeit will er sich von Salzbrunn operieren lassen. Sie entnimmt Gewebeprobe aus dem Hoden, untersucht den einen Teil histologisch, den anderen auf das Vorhandensein von brauchbaren Spermien, die sie konservieren kann.

Der Vorteil einer Hodenbiopsie ist, dass man Spermien gewinnen kann, die noch vor dem Samenleiter liegen, denn auch ein Samenleiter kann verschlossen sein. Oder es lassen sich Spermiovorstufen finden, die möglicherweise geeignet sind.

Es ist die einzige Chance, die er hat. Die Erfolgsquote liege in seinem Fall zwischen 25 und 50 Prozent. Einen Versuch will er machen, mehr nicht.

Sagt er heute.

Er schluckt jetzt Folsäure, geht öfter joggen. Das Intimleben leide nicht, sagt er. »Aber ich habe beim Sex schon im Kopf, dass ich nur mit Platzpatronen schieße.«

Woran es bei ihm liegt, ist unklar. Nur bei knapp 30 Prozent der zeugungsunfähigen Männer können Ärzte eine eindeutige Ursache nennen. Dazu gehören Hodenhochstand und Hodenentzündung.

## III.

**Der Reproduktionsarzt. »Die Fruchtbarkeit nimmt eher zu wenig ab.«**

Nicht weit entfernt vom Hauptbahnhof geht Wolfgang Schulze über die Flure des Fertility Centers Hamburg. Auch Schulze sucht die Ursache für die Kinderlosigkeit da, wo sie viele immer noch zuletzt vermuten: beim Mann.

Schulze ist schon lange im Geschäft, 1947 geboren, Humanmedizin studiert, Professur, er war vor Andrea Salzbrunn der Leitende Direktor für Andrologie am UKE. Seit sechs Jahren arbeitet er für das Fertility Center. Er sagt, dass zu ihm vor allem die schweren Fälle kommen. Die, die meist alles andere schon durchhaben. Sie erfahren von ihm auf Facebook oder in Kinderwunschforen. Erst am Morgen hat er wieder zwei schwere Fälle operiert.

An der Wand hinter Schulzes Schreibtisch hängt das Bild eines wohlgeformten Spermiums, es zeigt Längs- und Querschnitt, Schulzes Doktorvater hat es gezeichnet. Es hängt da wie anderswo Dünendlandschaften.

Schulze kann ins Schwärmen geraten, wenn er über ein formschönes Spermium spricht. Er durfte mal Spermien eines Orang-Utans und eines Pavians untersuchen – und hat so viel intaktes Material gesehen, wie es das beim Menschen nicht gibt.

»Wunderbar. Zauberhaft.«

Die Lage beim Mann heute nennt Schulze eine »schiere Katastrophe«. 85 Prozent der Spermien seien nicht in der Lage, eine Eizelle zu befruchten.

Was hat sich verändert?

Die Frauen, die in seine Praxis kommen, sind älter, aber die Männer eben auch. Und die These, dass ältere Männer genauso fruchtbar seien wie jüngere, stimme nicht. »Ab 40 geht es auch beim Mann bergab«, sagt Schulze.

Er hat einen Verdacht. Nein, nicht Weichmacher seien das Problem, das sei eine »olle Kamelle« und »bislang nicht hinreichend belegt«, etwas, das Forscher verbreiten, weil es Forschungsgelder gibt, wenn sie Umwelteinflüsse untersuchen.

Wolfgang Schulze glaubt an einen Selbstregulierungsprozess der Natur.

Er sagt: »Es gibt den programmierten Zelltod, die Zelle empfängt unter bestimm-

ten Bedingungen das Signal: Geh zugrunde! Apoptose nennt man das. Ich vermute, dass unser hoher Lebensstandard heute dazu führt, dass wir vermehrt apoptotische Spermien produzieren. Die sind in einem frühen Stadium kaum von intakten Spermien zu unterscheiden, können aber keine Eizelle befruchten. Die Spezies Mensch hat in hoch entwickelten Ländern keinen biologischen Druck, sich fortzupflanzen. Es gibt genug Exemplare, dem Menschen geht es gut, er lebt lange. Das war in der Nachkriegszeit oder zu Pestzeiten ganz anders.«

Als Schulze geboren wurde, gab es 2,5 Milliarden Menschen. Inzwischen sind es 7,8 Milliarden. Jedes Jahr kommen 80 Millionen dazu. Schulze sieht es so: »Die Fruchtbarkeit nimmt im Moment eher zu wenig ab.«

Und dennoch guckt er, natürlich, was bei jedem einzelnen Mann noch zu holen ist. Er sucht Oasen in der Wüste.

Zweimal die Woche operiert er vormittags, für eine Hodenbiopsie zur Spermien-gewinnung braucht er 30 Minuten. Der erfolgreiche Fall an diesem Dienstag war ein Mann, der im Ejakulat nur wenige Spermien besitzt, mit erhöhter Brüchigkeit, seine Frau hatte schon zwei Aborte. Ihm konnte er gesunde Samenzellen entnehmen.

Nichts gefunden hat er bei dem anderen Patienten. Das Paar kam aus Offenburg

und fährt gerade 700 Kilometer im Auto zurück.

## IV.

**Patient zwei. Die Leute im Dorf sagen: »Du kriegst keinen hoch!«**

Ein Haus in Norddeutschland, er ist Anwalt, Ende dreißig, sitzt am Tisch im Esszimmer. Er war auch bei Schulze.

In der Küche räumt seine Frau, sie ist Lehrerin, Geschirr ein. Sie leben in einem Dorf, und in einem Dorf spricht sich vieles schnell herum.

Er redet mit klarer Stimme, selbstbewusst, zielstrebig. Er hat es seiner Frau schon beim zweiten Treffen erzählt. Er habe ein Problem. Sagte: »Das ist ein Familienproblem – stell dich darauf ein, dass es nicht glattgehen wird.« Es war ihm wichtig, »geradheraus« zu sein, ihretwegen, aber auch seinetwegen. Es hing so viel dran. Er brauchte eine Frau, die mitzieht, weil er sich selbst die Kinder so sehr wünschte.

Als das Paar dann so weit war, machte er Spermioogramme, und die waren »deutlich auffällig«, sagt er. Sie schwankten in den Resultaten zwischen Azoospermie oder Kryptozoospermie, dem vollständigen oder fast vollständigen Fehlen von Spermien im Ejakulat. Ursache könnte eine Krampfader am Hoden gewesen sein; es führt zu viel Blut am Hoden entlang,

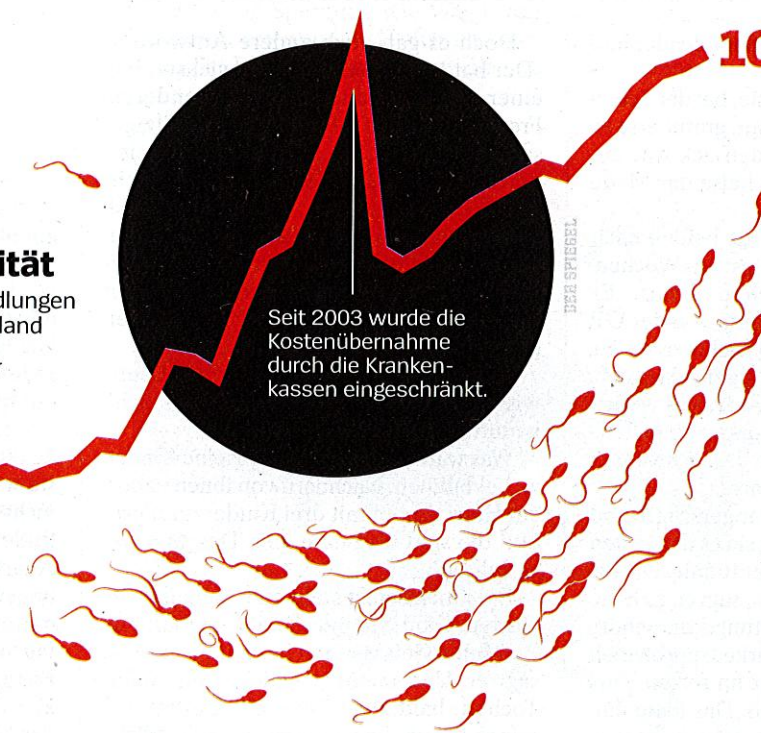
## Neue Normalität

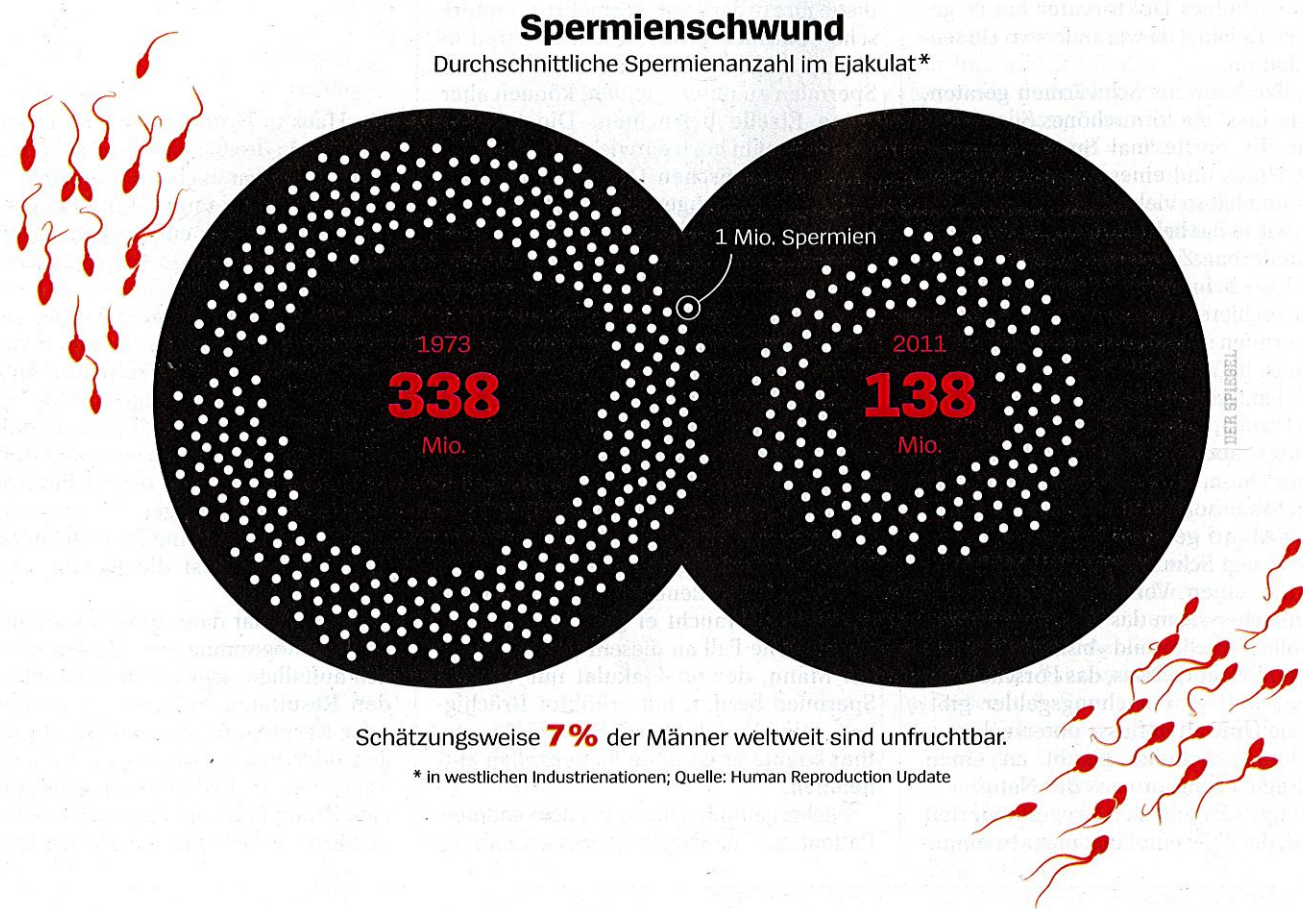
Fortpflanzungsbehandlungen bei Paaren in Deutschland

Quelle: Deutsches IVF-Register

1982  
742

2018  
105 421





was den Hoden erwärmt. Sein Bruder hatte das gleiche Problem.

Nach einer Hodenbiopsie, bei der Schilddrüsen Gewebeproben entnahm, gratulierte er dem Paar. Über dem Hodensack war die Temperatur niedriger, da hatte der Mediziner was gefunden.

Am selben Tag fuhren die beiden nach Hause. Auf dem Familienfest am Wochenende sagte er niemandem etwas. Er krümmte sich noch ein wenig von der OP, behauptete, er habe Rückenschmerzen. Er hatte jetzt ein Ziel vor Augen, das hieß: Familienplanung. Koste es, was es wolle.

Er hatte sich vorgenommen, einfach alles auszuhalten, anfangs das Schweigen und später die Kommentare.

Nach der ersten Schwangerschaft und Kind Nummer eins haben sie es den ersten Freunden erzählt, in kleiner Runde. Die Reaktion? »Durchaus positiv«, sagt er. Er hatte schon im Geburtsvorbereitungskurs gehört, dass Männer mit Fruchtbarkeitsproblemen nicht so selten sind. Sogar im selben Kurs war noch jemand gewesen. Das hatte ihm Mut gemacht, von nun an offener zu sein. Eine Freundin sagte ihm, sie würde ihren Partner gleich auch mal zum Arzt schicken.

Doch es gab auch andere Antworten. »Der hat in die Petrischale gewichst«, hat einer seiner Freunde vor allen anderen Freunden erzählt. »Fand ich nicht witzig«, sagt der Anwalt. Im Dorf ist er jetzt der unfruchtbare Mann. »Künstliche Befruchtung«, sagen sie. Oder: »Ah, dann kriegst du keinen hoch?« Er erklärt es, in einer Sprache, die die Freunde im Dorf verstehen, hoffentlich. »Stell dir ein Gewehr vor, aus dem nur Pulverdampf kommt, aber keine Kugel.«

Es wundert ihn, wie wenig die Leute wissen. Er will sich davon sein Ego nicht kaputt machen lassen.

Was wäre die Alternative? Keine Kinder zu bekommen. Nachbarn von ihnen haben ein Haus gebaut mit drei Kinderzimmern, und die sind bis heute leer. Das war vor 15 Jahren.

Bei ihnen selbst steht eine Schaukel im Garten. Kind Nummer vier ist in Planung.

»Meine Gelassenheit hat mir geholfen«, sagt er. Und meint das dicke Fell. Seine Tochter, bald zwei Jahre alt, klettert auf seinen Schoß. Er schaut sie an, dann blickt er hoch und lächelt, so als wolle er sagen: Was gibt es Wichtigeres?

## V.

**Die Familientherapeutin. »Für einen Mann kann es leichter sein, sich als schwul zu outen, als zuzugeben, dass er unfruchtbar ist.«**

Dass ein Mann keine Kinder zeugen kann, gilt als Tabu, weil in unserer Gesellschaft Zeugungskraft mit Stärke gleichgesetzt wird, Vaterschaft mit Männlichkeit. Da möchte natürlich jeder lieber die Rolle des Helden übernehmen als die des Versagers. Jeder Idiot hat Sex, jeder Idiot kann Kinder machen, so lautet das Klischee.

Die Leute hören »unfruchtbar« und denken »impotent«. Das zeigt, wie wenig sie wissen. Obwohl Zeugungsunfähigkeit nichts mit der Sexualität zu tun hat, empfinden Männer Unfruchtbarkeit oft als Angriff auf ihre Identität. 41 Prozent der ungewollt kinderlosen Männer sagen, sie hätten einfach noch nicht die passende Partnerin gefunden. Es gibt Frauen, die im Freundeskreis behaupten, die Kinderlosigkeit liege an ihnen, obwohl in Wahrheit der Mann der Grund dafür ist.

»Für einen Mann kann es leichter sein, sich als schwul zu outen, als zuzugeben,

dass er unfruchtbar ist«, sagt die Familientherapeutin Petra Thorn, die seit 1993 psychosoziale Kinderwunschberatung anbietet und sich für die Entstigmatisierung der Familienbildung mit Samenspende einsetzt. Sie hat ein Buch geschrieben über »Männliche Unfruchtbarkeit und Kinderwunsch«. Es gibt hochrangige Politiker und ehemalige Fußballprofis, die sich zu ihrer Homosexualität bekannt haben. Aber kaum einen prominenten Mann, der öffentlich eingeräumt hat, infertil zu sein.

Einer der ganz wenigen ist der Filmregisseur Wim Wenders. Er ist vermutlich unfruchtbar, weil er als Kind an Mumps erkrankt war. Petra Thorn wünscht sich mehr Vorbilder wie Wenders, das würde die Akzeptanz fördern, würde das Stigma mindern.

Normalerweise komme es einem Mann nicht in den Sinn, an seiner Samenqualität zu zweifeln. Infertilität ist ein Makel, den er ausschließt. Es passt nicht zu seiner Vorstellung, dass er alles erreichen kann, wenn er nur will. Petra Thorn sagt, manche Männer verfolge die Unfruchtbarkeit bis in ihre Träume.

Das muss nicht sein, meint der Soziologe Hans Bertram. Er hat zum Gespräch in Berlin ein Buch mitgebracht, »Die überforderte Generation – Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft«, darin stecken gelbe Zettel.

Wir hätten die allgemeine Vorstellung, sagt er, dass ein Mann Vater zu sein habe, »weil wir der Vergangenheit auf den Leim gehen«. Der Mann als Vater eines Kindes und Ernährer der Familie – dieses Rollenbild sei erst mit der Industriegesellschaft entstanden.

Bertram bezweifelt, dass es beim Mann einen angeborenen Kinderwunsch gibt. »Dass wir Männlichkeit mit Vatersein assoziieren, ist angelernt. Wir nehmen Prinzipien, die sich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelt haben, als gesetzt und akzeptieren sie als natürlich.« Dem Mann sei eingeredet worden, dass Kinder Teil des Lebenssinns seien.

Fakt ist: Deutsche Männer möchten heute mehrheitlich Kinder, und sie haben bestimmte Vorstellungen, wie sie die Vaterrolle ausfüllen wollen – sie unterstützen ihre Frau bei der Geburt, wickeln das Baby, fahren es im Kinderwagen spazieren; sie spielen mit dem Kind, wenn es klein ist, und sorgen sich, wenn es in die Pubertät kommt. Der Mann will Erfolg im Beruf haben, seine Partnerin unterstützen und am Aufwachsen der Kinder beteiligt sein.

Hans Bertram findet, dass es mittlerweile eigentlich einfach für einen Mann wäre, auch ohne Kinder Anerkennung zu erhalten. »Bei den Frauen akzeptieren wir langsam, dass sie ein Leben ohne Kinder führen können, dass sie es zum Teil ganz bewusst wollen. Bei den Männern sind wir noch nicht so weit.« Die jungen Leute wür-

den sich an ihren Eltern orientieren, wenn sie ihren eigenen Lebensentwurf erstellen, sagt er.

Der Unterschied ist, dass die Elterngeneration fruchtbarer war.

## VI.

**Der Biochemiker. »Wir müssten Menschenversuche machen.«**

Der Wartebereich des Kinderwunschzentrums am Universitätsklinikum Münster ist mit Paravents von der Eingangshalle des Gebäudes D 11 abgetrennt. Darüber hängen Lampen mit ballonartigen Schirmen, damit niemand aus dem Treppenhause hineingucken kann.

In das Kinderwunschzentrum kommen immer wieder Männer, die ein unauffälliges Spermioogramm haben, Menge, Form und Beweglichkeit der Spermien sind gut. Trotzdem klappt es nicht.

Zwei Etagen höher liegt das Büro von Timo Strünker, er ist Biochemiker und arbeitet mit den Reproduktionsmedizinern zusammen. Strünker kann manchen Männern Gewissheit verschaffen, deren Unfruchtbarkeit bis dahin als Mysterium galt.

Im Regal liegt ein Fußball, Strünker ist Fan des 1. FC Köln, an der Wand ein Bild des Rocksängers Axl Rose und ein gerahmtes Cover der Zeitschrift »Nature«. Die Titelzeile lautet: »Making sperm count.« Die Spermien wichtig nehmen.

Seit 15 Jahren beschäftigt sich Strünker mit einer Frage: Wie finden die Spermien eigentlich das Ei?

Das Ei schüttet Botenstoffe aus, Hormone, die für die Spermien wie Wegweiser sind. Daran orientieren sie sich im Genitaltrakt der Frau. So wie Immunzellen im

Blut Bakterien aufspüren, spüren die Spermien das Ei auf. Dafür besitzen sie in der Membran ihres Schwanzes einen Sensor, ein Protein mit dem Namen CatSper.

Wenn dieses Protein kaputt ist, ist ein Mann unfruchtbar.

Strünker hat einen Schnelltest entwickelt, der in Münster seit etwa einem Jahr angewendet wird. Mit einer Pipette wird Ejakulat in zwei Röhrchen getropft. Dann wartet man eine halbe Stunde. Wenn die Spermien nicht mehr schwimmen, sind sie gesund – sie hören auf, sich zu bewegen, weil sie kein Signal von der Eizelle aufnehmen. Spermien mit einem defekten Rezeptor suchen immer weiter.

Bei rund 600 Patienten wurde der Test bisher angewendet. Bei gut 250 von ihnen gab es vor dem Test keine Erklärung für die Infertilität. Bei 7 war CatSper defekt.

Für die Funktionsfähigkeit eines Spermiums sorgen Proteine, die es auch in jeder Haut- oder Gehirnzelle gibt. Spermien besitzen oft Varianten davon. Das bedeutet: Wenn man einen Genfehler in einem der speziellen Proteine hat, fällt das nicht weiter auf – außer man möchte Kinder bekommen. Es klappt nicht.

Es gibt viele dieser Spezialproteine in einem Spermium, eigentlich brauchte man für jedes einzelne einen Test.

In Münster gibt es seit 2017 eine klinische Forschergruppe, »Male Germ Cells« nennt sie sich, männliche Keimzellen. Unter den Wissenschaftlern sind Kinderärzte, Genetiker, Andrologen. Strünker wollte wissen, ob Chemikalien, denen der Mensch ausgesetzt ist, die Verständigung zwischen Eizelle und Spermien behindern.

Substanzen, die das Hormonsystem stören können, nennt man endokrine Disrup-



Spermauntersuchung im Labor: »Es gibt zu wenig Schönes«



Wunschbild Familie: Konto leer, Libido hinüber

toren. Die hundert am weitesten verbreiteten hat Strünkers Team mit Spermien in Kontakt gebracht. Das Pestizid DDT war darunter, das Mastmittel alpha-Zearalenol, das antimikrobielle Triclosan, das auch in Zahnpasta vorkommt.

Strünker zieht zwei Bilder aus einem Ordner. Sie zeigen, wie ein und dasselbe Spermium mit dem Schwanz schlägt. Einmal sieht man ein symmetrisches Muster, einmal ein chaotisches. Das Spermium bewegte sich seltener und ohne Rhythmus, nachdem die Wissenschaftler den UV-Blocker 4-MBC beigefügt hatten. Der Stoff steckt in Sonnencreme und Kosmetika.

Der Empfang von CatSper war gestört, das Spermium sozusagen blind. Die Konzentration der Chemikalien war in einigen Fällen exakt so hoch, wie man sie üblicherweise im menschlichen Körper nachweisen kann; eine minimale Dosis reichte aus, um das Spermium von seinem Weg zur Eizelle abzubringen.

Ist das der Beweis? Sind die endokrinen Disruptoren schuld an der zunehmenden Unfruchtbarkeit des Mannes?

Timo Strünker sagt: »Die Ergebnisse sind im Labor entstanden. Es liegt nahe, dass im Körper etwas Ähnliches passiert wie in der Petrischale, aber wir wissen es nicht. Dafür müssten wir Versuche am Menschen machen. Es gibt zwei Lager: Die einen sagen, es liegt an den Umweltfaktoren, die anderen sagen, es hat damit nichts zu tun. Das Problem ist: Weder die einen noch die anderen haben eindeutige Beweise. So wie die Spermienqualität gesunken ist, hat die Zahl von Erkrankungen an Hodenkrebs zugenommen. Auch die Rate von Jungen mit Hodenhochstand steigt anscheinend in einigen Ländern.

Keiner weiß, wo das herkommt. Klar ist nur: Man muss es herausfinden; insbesondere ob es einen Zusammenhang gibt oder nicht.«

In Münster wird krebskranken Jungen, die noch nicht in der Pubertät sind, vor einer Chemotherapie angeboten, Gewebe aus dem Hoden einzufrieren. Eine Chemotherapie kann zu völliger Unfruchtbarkeit führen. Damit diese Patienten später Kinder zeugen können, arbeitet die Wissenschaft an einer Methode, das Hodengewebe reifen zu lassen, damit es Spermien bildet. »In Vitro Spermatogenese« heißt das Verfahren.

Sieht so, irgendwann, die Zukunft des Kindermachens aus?

## VII.

Der Psychologe. »Die waren beide komplett fertig. Er noch mehr als sie.«

Vor dem Büro von Tewes Wischmann stehen zwei Stühle und ein niedriger Tisch. Auf dem Tisch liegen Broschüren und Bücher, sie heißen »Abschied vom Familien trauma«, »Paarberatung und -therapie bei unerfülltem Kinderwunsch«.

Wischmann ist Psychologe und Psychotherapeut am Universitätsklinikum Heidelberg, er hat Studien über die psychosozialen Aspekte von Fertilitätsstörungen erstellt. Seit mehr als 20 Jahren berät er Paare, die keine Kinder bekommen können. Er hilft ihnen bei der Trauerbewältigung, ein Mann mit angenehmer Stimme, Kinnbart, Brille. Drinnen sind die Gardinen zugezogen, eine Doppeltür sorgt dafür, dass auf dem Flur niemand mithören kann.

Etwas, das Paare, die keine Kinder kriegen können, oft hören: Ihr arbeitet zu viel, fahrt mal in den Urlaub, entspannt euch, dann funktioniert es bestimmt. Dass es mit dem Kinderwunsch nicht klappt, weil der Stress im Beruf zu groß ist, meint jeder fünfte betroffene Mann. Wischmann sagt: »Ich erkläre in der Beratung ganz deutlich: Die Psyche hat keine Auswirkungen auf die Zeugungsfähigkeit.«

Im Schnitt führt er ein Gespräch am Tag, es dauert 50 Minuten. Lange Zeit ist es so gewesen, dass der Mann seine Frau in die Sprechstunde begleitet hat, mittlerweile ist es immer häufiger umgekehrt.

Er sagt: »Die Nachricht, kein Kind bekommen zu können, hat dieselbe Wucht wie die Nachricht, dass ein naher Angehöriger gestorben oder man selbst schwerstkrank ist.«

Männer gehen nicht anders durch so einen Prozess als Frauen. Es gebe kein männliches oder weibliches Leiden, sagt er. Manche Paare reiße die Krise auseinander, viele schweiße sie zusammen.

Neulich war ein Paar aus dem Schwarzwald bei ihm, verheiratet seit Mai 2018. Sie hatten es ein Jahr lang vergebens probiert, dann kam heraus, dass der Mann unfruchtbar ist. Der Mann, 36 Jahre alt, fiel in ein Loch, so tief, bis er körperliche Schmerzen spürte.

Tewes Wischmann hat das Paar erst einmal erzählen lassen. Der Mann sagte, dass er Schuldgefühle habe. Dass er ein Versager sei; dass die Gewissheit, nie Nachkommen zu haben, für ihn immer unvorstellbar gewesen sei; dass sich Sterilität anfühle wie ein Schlag in die Fresse; dass er sich seiner Frau gegenüber blöd vorgekommen sei; dass er seinem Bruder vorwerfe, ein kleines Kind zu haben; dass er ihm aus dem Weg gehe und sich deswegen mies fühle; dass er einen Hass auf alle glücklichen Paare mit Babys entwickelt habe; dass er das nicht wolle, aber nicht anders könne.

»Selten wurde in einem Gespräch so geweint«, sagt Wischmann. »Die waren beide komplett fertig. Er noch mehr als sie.«

Wischmann empfahl ihnen, in dieser Phase nur an sich selbst zu denken und negative Emotionen unbedingt zuzulassen. »Es wäre nicht normal, wenn sie keine hätten.« Am Ende gab er dem Paar eine Hausaufgabe mit. Bis zum nächsten Termin sollte es einen Plan B entwickeln. Wie könnte es in ihrem Leben weitergehen? Zwei Monate später trafen sie sich wieder.

Plan B sah so aus: Das Paar hat sich einen Samenspender ausgesucht. Einen, der dem Typ des Mannes entspricht, ähnliche Größe, Statur, Vorlieben.

Tewes Wischmann sagt: »Vaterschaft ist vor allem eine soziale Rolle. Man kann eine Familie gründen, ohne eigene Kinder zu zeugen. Diese Erkenntnis ist ganz wichtig.«

Er hat dem Paar angeboten wiederzukommen, falls es noch mal Redebedarf hat. Bislang war es nicht wieder da.

## VIII.

Das Bundesinstitut für Risikobewertung. »Eine Halbwertszeit von sechs Stunden.«

Der nächste Versuch, Antworten zu bekommen, beginnt in Berlin-Charlottenburg-Nord, am Bundesinstitut für Risikobewertung. Das ist ein Institut für den Verbraucher, er soll erfahren dürfen, was ihn in seinem Alltag wie und warum bedroht.

Am Tisch warten die Wissenschaftler zweier Fachgruppen. Ralph Pirow ist Leiter der Abteilung für die Sicherheit von Verbraucherprodukten, die Spielzeug, Kosmetika und Bekleidung auf gefährliche Inhaltsstoffe prüft. Sebastian Zellmers Gruppe macht das Gleiche mit Verpackungen von Lebensmitteln.

Klar sei, dass der Mensch Chemikalien aufnimmt, das sagen beide. Die Frage ist, ob es so viel ist, dass es uns schadet. Auf dem Tisch steht eine Wasserflasche aus Plastik. Zellmer tippt drauf und sagt: »Das ist ein sehr sicheres und gutes Material. Auch wenn Mikroplastik drin ist.«

Pirow hat sich am Vormittag mit den Beschichtungen von Outdoorjacken beschäftigt. Zellmer hat mit Kollegen die Folien für Äpfel untersucht. Sie beantworten viele Bürgerfragen, oft geht es um Weichmacher.

## Titel

Ein Weichmacher ist ein sperriges Molekül, das in den Kunststoff hineingegeben wird, zwischen die Schichten rutscht, beweglich bleibt und das Material biegsam macht. Es gibt sehr viele Weichmacher. Phthalate zum Beispiel, die in PVC-Böden vorkommen, in Vliestapeten, Kunstlederbezügen, Kunststoffsandalen.

»Einige Phthalate standen eine Weile im Fokus, weil Tierversuche mit Ratten zeigten, dass sie die Aktivität von Hormonen ändern und zu Unfruchtbarkeit der männlichen Nachkommen führen können«, sagt Zellmer.

»Mittlerweile sind die verboten«, sagt Pirow.

Gerade in Pirows Bereich gibt es strikte Verbote. In Zellmers Bereich bei den Lebensmitteln gibt es eher Begrenzungen, bis zu welcher Dosis diese Substanzen verwendet werden dürfen.

Es scheint recht gut geregelt zu sein, unser tägliches Leben mit den Phthalaten. Wir brauchen sie, die Behörden achten darauf, dass sie uns nicht krank machen.

»Insgesamt gibt es in der Industrie immer weniger Phthalate«, so Pirow. Seit diesem Sommer darf die Industrie weitere sechs bestimmte Phthalate nicht mehr verwenden. »Aber...«

Aber?

»Bleibt die Frage der Importware«, sagt Pirow.

In Europa gibt es ein Schnellwarnsystem für Produkte, die auffallen, und fast jede Woche tauchen darauf »viele Puppen zum Anziehen aus China« auf, sagt

Pirow. Der Zoll und die Marktüberwachung schaffen es nicht, alles zu kontrollieren, das zeigt diese Liste. Zumal sich die Stoffe ständig verändern.

Pirow nimmt Zettel und Stift und malt den Grundbaustein eines Phthalat-Moleküls auf: ein Sechseck mit zwei Abzweigungen, »und dann kommt hier diese Kette, die sehr variabel ist«. Die Kette kann kurz sein oder lang oder noch eine Kette haben. Es gibt viele Möglichkeiten, etwas umzubauen. Und so gibt es Hunderte Phthalate, und wenn eines verboten wird, baut die Industrie sich ein neues, Grundbaustein plus variierte Kette gleich anderer Name.

Es ist ein Katz-und-Maus-Spiel. Zellmer nennt es einen »dynamischen Prozess«.

Pirow und Zellmer schauen zurück in ihre Kindheit, in die Sechzigerjahre: kaum Plastik, Einkaufsnetze, Stoffwindeln, Tupperdosen waren gerade neu. Die weltweite Plastikproduktion hat seit 1970 in einem noch größeren Maße zugenommen, als die Spermienzahl beim Mann abgenommen hat.

Sind Phthalate in Plastik also doch schuld?

»Phthalate bleiben nicht lange im Körper, viele haben eine Halbwertszeit von nur sechs Stunden und werden schnell ausgeschieden«, sagt Pirow. Das spricht gegen die Theorie.

Zellmer sagt: »Jeder Mensch trägt andere Substanzen in sich. Der eine ist Raucher. Der andere isst viel Dosenahrung. Viele Sachen wirken letzten Endes zusammen, und das macht das Messen der Wir-



## Prinzip Hoffnung



\* in Deutschland, nach IVF oder ICSI  
Quelle: Deutsches IVF-Register

kung von Chemikalien im Körper sehr schwierig. Wir können beim Menschen immer nur von Hinweisen sprechen.«

Dann sitzen beide da und schweigen.

Das Spermium, das Biest. Es verrät uns nicht, warum es in keiner guten Verfassung ist. Nur eines lässt sich mit Klarheit sagen. Die Theorien, die vorliegen, haben eine Schnittmenge. Sie deuten alle auf unsere unmittelbare Umgebung hin, auf den Überfluss, in dem wir leben, und es sieht aus, als gäbe es auf unbestimmte Zeit kein Entkommen.

## IX.

Patient drei. »Ich kann nicht mehr.«

Ein Paar aus Süddeutschland, er ist 37, sie 36. Beide sitzen im Wohnzimmer am Tisch, zu ihren Füßen schläft ein Hund, ein Retriever. Den Hund haben sie gekauft, weil es mit dem Kinderkriegen nicht klappt. Sie versuchen es seit vier Jahren.

Der Mann sagt: »Unser Konto ist leer und meine Libido hinüber.«

Seine Frau nickt.

Bevor der Mann seine Frau kennenlernte, hatte er eine zehnjährige Beziehung. Seine damalige Freundin setzte die Pille ab, weil sie eine Familie gründen wollten, aber es funktionierte nicht. Irgendwann ging die Freundin fremd, aus dem Seitensprung entstand ein Kind. Die beiden trennten sich, und er dachte zum ersten Mal: Vielleicht stimmt bei mir etwas nicht.

Ein Spermogramm ließ er machen, als die beste Freundin seiner Frau für eine künstliche Befruchtung in die Klinik ging, das Spermium des Mannes war schuld.

Seine Diagnose hieß: Asthenozoospermie. Im Ejakulat befinden sich kaum Spermien, die sich richtig bewegen.

Er ist 1,94 Meter groß, wiegt 90 Kilogramm, fährt Motorrad. Sagt: »Ich habe mich total unmännlich gefühlt. Ich dachte: Du kriegst die einfachste Sache der Welt nicht hin.«

Das Paar hat zuerst eine Insemination gemacht. Bei dieser Methode wird der Samen mit einem Katheter in die Gebärmutter eingebracht. Kein Erfolg.

Die Frau rechnete aus, wann ihr Eisprung war, dann hatten sie Sex auf Termin. Es kam vor, dass er zu ihr auf die Arbeit fuhr, wo sie in einem leer stehenden Büro miteinander schliefen. Er konnte das bald nicht mehr – Lust haben auf Knopfdruck. Er kaufte Potenzmittel.

»Das hat noch mehr an mir gefressen. Dieses: Du kannst keine Kinder machen, und jetzt kriegst du noch nicht mal eine Erektion.«

Sie sagt: »Ich konnte mich nicht mehr an dich rankuscheln. Da kam sofort: Ist es wieder so weit?«

Sie probierten es mit einer Intrazytoplasmatischen Spermieninjektion, kurz ICSI: Im Labor wird eine einzige, gute Samenzelle mit einer Nadel in die Eizelle gespritzt. Falls sich ein Embryo entwickelt, wird er der Frau nach zwei bis fünf Tagen eingesetzt.

Drei Versuche, jeder kostete 2500 Euro, dreimal nichts.

Zu Hause brüllten sie sich an. Weinten. Als die Frau vom dritten Fehlversuch erfuhr, rief sie ihren Mann bei der Arbeit an

und schrie zwei Minuten lang ins Telefon. Danach ging sie zur Psychologin.

Sie ließen in Spanien die Gebärmutter-schleimhaut molekulargenetisch untersuchen: 1100 Euro. Ließen Chromosomen testen, möglicherweise war auch das Erbmateriale der Frau nicht in Ordnung: 5000 Euro, unauffälliges Ergebnis. Der Mann schickte eine Spermaprobe nach Kopenhagen, dort kontrollierten Mediziner, ob die Zellkerne der Spermien zerbrösel sind: 400 Euro, unauffälliges Ergebnis.

Sein bester Freund sagte: Kriegst du es nicht hin, deine Frau rund zu machen? Ich kann das übernehmen, wenn du willst. Wir sind doch Kumpels.

Der Vater des Mannes hat drei Geschwister, seine Schwester hat zwei Kinder. Der Mann sitzt im Wohnzimmer und fragt: »Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Hast du nicht, Schatz.«

Manchmal baut er jetzt in der Garage Vogelhäuser oder hackt Feuerholz für den Kamin. Trinkt vier Liter Wasser am Tag, nie aus Plastikflaschen. Raucht nicht, kein Alkohol, arbeitet möglichst im Stehen, geht nicht mehr in die Sauna. Soll keiner sagen, er habe nicht alles versucht.

20 000 Euro hat die Kinderwunschbehandlung bisher gekostet, die Reserve fürs Haus ist weg. Eine letzte ICSI wollen sie noch machen. Wieder 2500 Euro, plus 5000 Euro für den Chromosomen-Test.

Sie sagt: »Danach ist Ende.«

Er sagt: »Ich habe Schmerzen, wo ich nie Schmerzen hatte. Ich kann nicht mehr.«

Wenn er mit seiner Frau schläft, ist das nach wie vor Krampf für ihn. Er hat Sexspielzeug gekauft, aber das hilft nur kurz.

Sein letzter Trumpf sind Tabletten, die normalerweise für Frauen gedacht sind, die nach der Menopause an Brustkrebs erkranken. »Anastrozol Denk« heißt das Medikament, es hemmt die Bildung von Östrogen. Wolfgang Schulze vom Fertility Center in Hamburg hatte die Idee.

Das Präparat soll beim Mann die Spermienkonzentration verbessern und dafür sorgen, dass die Spermien beweglicher sind. Jeden Morgen um sechs schluckt er eine Pille. Zu den Nebenwirkungen zählen Erbrechen, Haarausfall, Leberentzündung.

Ein Brustkrebsmittel, damit wenigstens ein gesundes Spermium im Ejakulat ist, 60 Mikrometer klein, 0,006 Zentimeter. Das mit der Eizelle verschmilzt – der Moment der Befruchtung.

Wann ist ein Mann ein Mann?

»Tja, wann?«

Pause.

Er überlegt. Sagt: »Erst mal: wenn er Kinder zeugen kann. Aber auch, wenn er dazu stehen und sagen kann: Ich bin unfruchtbar.«

# Grün funktioniert

Nächste Woche im SPIEGEL: Die Finanzbeilage **SPiegel GELD** verrät, worauf man bei nachhaltigen Versicherungen und Investments achten muss.



Sauber angelegt: Wer heute sein Erspartes mit gutem Gewissen verwalten und mehren will, hat viele Optionen

**C**orona macht die Menschen nachdenklich, auch mit Blick auf ihr Geld. Was richtet es an in der Welt? Profitieren sie über ihre Investmentfonds womöglich von Waffengeschäften und Kinderarbeit, ohne es zu wissen? Nutzt die Bank das Geld ihrer Kunden, um Umweltsündern und Tabakunternehmen Kredit zu geben? Eine neue Umfrage zeigt, dass viele Sparer das nicht mehr wollen und deshalb planen, ihre Finanzen künftig nachhaltiger zu gestalten. In der Praxis aber kaufen selbst viele überzeugte Bioladen-Kunden noch Finanzprodukte, von denen sie nicht genau wissen, was drinsteckt.

Das mag daran liegen, dass das Thema Geldanlage ohnehin kompliziert genug ist. Außerdem fürchten Anleger um ihre Rendite. Dabei ist es ein Mythos, dass grüne Investitionen zwangsläufig weniger Gewinne bringen, das zeigt schon eine Metastudie aus dem Jahr 2015. Wissenschaftler hatten dafür mehr als 2000 empirische Untersuchungen zu dem Thema ausgewertet: 90 Prozent haben keinen negativen Zusammenhang zwischen Nachhaltigkeit und Performance feststellen können. Viele zeigten sogar positive Auswirkungen.

Auch das Angebot an nachhaltigen Geldanlagen ist inzwischen groß, und das in fast allen Finanzbereichen. Das Startup Tomorrow verspricht »Mobile Banking für ein besseres Morgen«, ein Expertenehepaar aus Weilheim vermittelt neben etlichen anderen Beratern grüne Versicherungen, sodass die Hausratsversicherung im Schadensfall auch nachhaltigen

Ersatz bezahlt, selbst wenn der teurer ist. Vermeintlich – oder tatsächlich – nachhaltige Investmentfonds gibt es mittlerweile so ziemlich bei jeder Hausbank.

SPiegel GELD zeigt im Auftakt einer zweiteiligen Serie, wie grün solche Angebote wirklich sind, und hilft Ihnen bei der Auswahl der richtigen Produkte. Wir haben für Sie recherchiert, wie Sie eine Hausbank finden, die zu Ihren Vorstellungen von einer besseren Welt passt, und worauf Sie bei nachhaltigen Versicherungen achten müssen.



### Weitere Themen im Heft

- Aus dem Häuschen: Wie der Hausverkauf in der Krise gelingt
- Tierisch teuer: Was Ihr Haustier kostet und wo Sie sparen können
- Von Kopf bis Fuß: Was taugen Krankenzusatzversicherungen?

SPiegel GELD liegt der SPIEGEL-Ausgabe der kommenden Woche bei. Das Finanzmagazin informiert viermal im Jahr über verbraucherfreundliche Strategien, mit denen Sie Geld anlegen und sparen können. Mit fundierten Tipps zu Aktieninvestments, Immobilien, Steuern und Versicherungen.